

SCHMIDTS FILMECKE

Warum nur, Brian Cranston, warum?!

► JOACHIM B. SCHMIDT über «Why him?», «Passengers» und «Sunshine».

Können Sie diesen Gefühlszustand, etwa wenn ein Bengel, der nicht der eigene ist, völlig ausflippt, erst quengelt, dann brüllt und seine überforderten Eltern prügelt? Man steht daneben, versucht, das Drama zu ignorieren, dabei möchte man gerne zeigen, wie man so einen verwöhnten Racker handhabt, aber man darf nicht. In «Why him?», eine Komödie per se, dauert dieser Gefühlszustand während 90 Minuten an. Der Film ist wie «Meet the Parents» (2000), aber umgekehrt. Anstelle von Robert De Niro macht sich hier Brian Cranston («Breaking Bad») zum Affen, wie er seinen zukünftigen Schwiegersohn (James Franco) beschnuppert. Den Witzen fehlen die Pointen. Fast wünschte man sich, die Szenen wären wenigstens unflätig oder beleidigend. Aber eine handelsübliche Toiletenszene bleibt der Höhepunkt und erzwingt immerhin ein paar müde Lacher im Kinosaal. Wenigstens bestätigt dieser Film meinen Verdacht, dass James Franco zwar über passable Schauspielkünste verfügt, aber sein Quengeln und Plärren nie wirklich lustig waren. SCHMIDT MEINT: 2/10

*

Chris Pratt wacht auf, obwohl er die nächsten 90 Jahre hätte weiterschlafen sollen. Grund ist eine Fehlfunktion im Bordcomputer des defekten Raumschiffs, das sich auf dem Weg zu einem entfernten Planeten befindet. Pratt wird den Rest seiner Lebtag auf dem Raumschiff totschlagen müssen. Um nicht zu vereinsamen, weckt er Jennifer Lawrence



auf. «Passengers» ist typisch Hollywood: auf Glanz poliert, stumpfsinnig, aber doch beharrlich unterhaltsam. Sunnyboy Chris Pratt als sexy Mechaniker ist ein Magnet, und die stets brillante Jennifer Lawrence im etwas zu engen Badeanzug nimmt sich in ihrer Dornröschen-Rolle nicht allzu ernst – zwei schöne Menschen, um die wir uns keine Sorgen zu machen brauchen. Mit ihnen während knappen zwei Stunden durchs Weltall zu rauschen, ist durchaus ertragbar. Es gibt Schlimmeres (siehe oben). SCHMIDT MEINT: 6/10

*

Danny Boyles Sci-Fi-Thriller «Sunshine» (2007) kann zwar nicht mit «Passengers» verglichen werden, aber Parallelen bestehen. In «Sunshine» hat unsere Sonne an Kraft verloren, was hier unten auf Erden zu einer Eiszeit führt. Acht internationale Astronauten sind auf dem Weg zum sterbenden Stern. Im Gepäck führen sie eine Bombe mit, so gross wie die Halbinsel Manhattan. Durch die Detonation soll die Sonne zu neuem Glanz erstrahlen; eine Selbstmord-Mission, auch wenn für den Rückflug formell gesorgt ist. Je näher die Astronauten der Sonne kommen, desto schwerer fällt es ihnen, dem betörenden Licht zu widerstehen. Am liebsten würden sie in die Sonne starren und zu Sternenstaub verpuffen. «Sunshine» ist visuell und dramaturgisch atemberaubend. Die Sonnenstürme aus nächster Nähe, untermalt von gleissender Filmmusik, wirken sich hypnotisierend auf den Zuschauer aus. Das absehbare Schicksal schlägt den Astronauten aufs Gemüt, ihr fehlerhaftes Handeln wird nachvollziehbar. Wie selbstverständlich mutiert «Sunshine» im letzten Akt zum klassischen Horrorfilm, verliert aber nicht an Drall. Regisseur Boyle meistert jedes Genre. Darum ist die Vorfreude auf «Trainspotting 2» riesig. SCHMIDT MEINT: 9/10



JOACHIM B. SCHMIDT, Filmfreak und Autor, lernte dank dem Kino Rätia in Thuis Filme lieben. Er lebt in Reykjavik. www.facebook.com/InKustennahe

Wenn Hollywood von sich selber träumt

Dem Film «La La Land» wurde bei den diesjährigen Golden Globes ein wahrer Preisregen zuteil. Seit dieser Woche kann man sich auch hierzulande von den Gesangs- und Tanzkünsten der frisch gekürten Golden-Globe-Gewinner überzeugen.

► NADINE HILZINGER

V

Von nicht weniger als der Neubelebung des Musicalfilms war die Rede, nachdem «La La Land» letzten August das Filmfestival in Venedig eröffnet hatte und als willkommenes Kontrastprogramm zur düsteren Weltlage bejubelt wurde. Ob die Oscar-Jury sich im Februar ähnlich begeistert zeigen wird, wenn Damien Chazelles Musical nicht wie bei den Golden Globes in einer gesonderten Kategorie («Komödie/Musical»), sondern gegen die ernstesten Dramen antreten wird, steht noch in den Sternen. Die eine oder andere Nominierung Ende Januar dürfte auch dieses Mal drinliegen. So bot Chazelle schon dem unvergleichlichen J.K. Simmons im viel beachteten Musikedrama «Whiplash» (2014) die Gelegenheit, sich für eine der kleinen Goldstatuen zu empfehlen. Dieses Jahr dürfte die Reihe an Emma Stone sein.

Der Preis des Erfolgs

Mia (Emma Stone) und Sebastian (Ryan Gosling) sind beides aufstrebende Künstler in der Stadt der Stars und Sternchen. Während sie vergebens auf den alles verändernden Anruf eines Agenten wartet, arbeitet sie in einem Coffeeshop auf einem Studiogelände. Sebastian jobbt als Jazzpianist in einer Bar, in der er zu seinem Unmut nicht viel mehr als die «Geräuschkulisse» liefert. Beide verbindet der Traum vom erfüllten Künstlerleben. Doch das können sie noch nicht wissen: Bei ihrer ersten flüchtigen Begegnung auf dem verstopften Freeway, bei der er sie verärgert anpöbelt und sie ihm den Mittelfinger zeigt. Schon wird die Eingangssequenz zur auf-



Du sollst mein Glücksstern sein: Mia (Emma Stone) und Sebastian (Ryan Gosling) beim Tanz, hoch über L.A. (ZVG)

merksamkeitsheischenden, perfekt choreografierten Sing- und Tanznummer, bei der die im Stau stehenden munter auf Motorhauben steigen und im Chor verzückt von einem weiteren sonnigen Tag in L.A. singen. Das könnte man Zweckoptimismus nennen, doch der Widerspruch zwischen Bild und Ton, Gesagtem und Gezeigtem scheint sich unwillkürlich durch den Film zu ziehen.

Als sich Mia und Sebastian später doch noch näherkommen, zeigt er ihr einen Jazzkeller. Für sie ist Jazz Unterhaltungsmusik auf einer Cocktailparty. Er hält ihr einen flammenden Vortrag über «echten» Jazz und ignorante Mitmenschen, die fröhlich drauflosquatschen, statt den Musikern zu lauschen. Die Jazzband im Hintergrund spielt derweil unbeachtet weiter. Ironisch ist das keineswegs gemeint, daran lässt

auch das Leitthema des Films keinen Zweifel. Von nun an singen und tanzen sie zwar gemeinsam in eine bessere Zukunft und träumen von der künstlerischen Selbstverwirklichung ohne Kompromisse. Bleiben dabei doch seltsam isoliert in ihrer eigenen Blase. Mia schreibt sich eine One-Woman-Show auf den Leib und Sebastian komponiert fleissig weiter, bis ein lukratives Angebot lockt und ihre Beziehung auf die Probe stellt.

Die Stars zum Glänzen bringen

In der Komödie «Crazy, Stupid, Love» (2011) stellten Emma Stone und Ryan Gosling als Leinwandpaar noch die berühmte Hebefigur aus «Dirty Dancing» nach. In «La La Land» schnürten sie die Tanzschuhe für Steptanz- und Walzereinlagen (Choreografie: Mandy Moore), die an die grossen Hollywood-Musicals

der 50er- und 60er-Jahre erinnern sollen, und ernten dafür Applaus. In einer dieser Dialogzeilen, die alles und nichts bedeuten mögen, sagt der noch erfolglose Sebastian missmutig: «Hollywood verehrt alles und wertschätzt nichts.» Nun, Chazelle jedenfalls scheint in Hollywood angekommen zu sein. Seine Hommage gipfelt im Epilog in einer fantastischen Montagesequenz, in der er sich ganz dem Kitsch verschreibt, bevor er die bunte Seifenblase doch noch platzen lässt und der Nostalgie einen Schuss Melancholie beimischt, die bereits im Soundtrack anklingt (Komponist: Justin Hurwitz). So erweist er wohl nicht zuletzt Jacques Demy, einem weiteren erklärten Vorbild, seine Reverenz. Von einer Neubelebung des Genres kann also keine Rede sein.

Der Film läuft zurzeit in den Kinos.

Von einem, der hoch flog und ins Nichts stürzte

Sechs Jahre lang hat der Bündner Filmemacher Ivo Zen an einem Porträt über seinen verstorbenen Jugendfreund Martin Felix gearbeitet. Nach zwei Festivalpremiere kommt der Film Anfang Februar ins Kino in Chur.

«Meinen Dostojewski habe ich fertig und somit fast alles von ihm gelesen, zumindest alle seine voluminösen Meisterwerke», schreibt Martin mit leisem Stolz in sein Tagebuch. Ein junger Intellektueller, neugierig, lebensfroh – könnte man meinen. Aber nur wenige Zeilen darüber steht auf derselben Seite: «Schon als ich das Methadon von 40 auf 30 Milligramm reduzierte, bemerkte ich leichte Entzugserscheinungen; jetzt, wo ich bei 20 Milligramm angelangt bin, fängt es wieder an zu kribbeln, und Schlafstörungen machen sich bemerkbar. Ich hoffe, es wird nicht allzu schlimm.» Es wurde schlimm.

Über 15 Jahre seines kurzen, heftigen Lebens hält Martin Felix (1971–2005) seine Gedanken schriftlich fest, seine Sehnsüchte, seine Sicht auf die Welt und sich selbst. Schonungslos und mit sprachlicher Wucht erzählt er von seinen Drogenexzessen, zahllosen Abstürzen, den Qualen beim Entzug. Er notiert Gespräche, schildert Begegnungen, träumt von seinem grossen Roman – und ahnt schon, dass am Ende nicht viel mehr von ihm bleiben wird als das, was er seinen Heften und Zetteln anvertraut. Kurz sieht es so aus, als würde es für ihn einen Weg zurück ins Leben geben. Er

meidet die Drogenszene und findet Ruhe bei den Patres im Kloster Disentis. Nach einigen Monaten verlässt er das Kloster; den nächsten Rückfall überlebt er nicht, er stirbt mit nur 34 Jahren.

Das Konvolut posthum publiziert

Nach Martins Tod gelangte das Tagebuch an seine Mutter. Christine Felix zögerte zunächst, entschloss sich dann aber, die Aufzeichnungen zu veröffentlichen. Den Plan einer Publikation hatte schon Martin gehegt – für die Zeit, wenn alles über-

standen oder endgültig vorbei sei. Bestärkt fühlte sich Christine Felix, als sie in den Heften auf folgenden Satz stiess: «Meine Mama mit ihrer Weisheit wird schon wissen, was sie damit macht.»

Anfang Februar 2013 wurde das Buch mit dem Titel «What are you writing in this little book?» in der Churer Kulturbar «Werkstatt» öffentlich vorgestellt. Mit dabei: Ivo Zen. Dieser, ein Jugendfreund Martins, hatte Christine Felix bei der Publikation unterstützt und längst den Plan gefasst, einen Dokumentarfilm

über Martin und ihrer beider Freundschaft zu machen. Was einst für Martin das Schreiben bedeutete, war für den jungen Ivo Zen das Filmen. In seinem ersten Kurzfilm («Mörfi») spielte der Freund die Hauptrolle. Wie Martin führte auch Zen ein Tagebuch – im Super-8-Filmformat allerdings.

Eine Woche lang in Chur zu sehen

Während Martin Felix seinen Roman nie verwirklichte, hat es Ivo Zen tatsächlich zum Filmemacher gebracht. Seine Dokus wurden von Televisium Rumantscha gesendet, liefen an den Festivals in Locarno, Solothurn und Nyon. Insgesamt sechs Jahre lang arbeitete Zen an «Zaunkönig – Tagebuch einer Freundschaft», in dem Weggefährten und Angehörige von Martin erzählen. Er selber ist in Super-8- und VHS-Aufnahmen zu erleben; die Tagebuchpassagen spricht der junge Bündner Schauspieler Flurin Giger.

«Zaunkönig – Tagebuch einer Freundschaft» läuft demnächst an den Solothurner Filmtagen und ist im Rennen um den Max-Ophüls-Preis im deutschen Saarbrücken. Am 2. Februar ist Bündner Premiere im Churer Kino. Dort wird Zens Film voraussichtlich eine Woche lang zu sehen sein. CARSTEN MICHELS



Suche nach Worten: Christine Felix und ihr Sohn Martin 1998 beim Scrabble-Spielen in der Wohnung im Churer Rheinquartier. (FOTO IVO ZEN)